

Der Sächsische Erzähler

Bischofswerdaer

Tageblatt

Einzige Tageszeitung im Amtsgerichtsbezirk Bischofswerda und den angrenzenden Gebieten. Dies Blatt enthält die amtlichen Bekanntmachungen des Amtshauptmannschafts, der Schulinspektion und des Hauptzolamts zu Bautzen, des Amtsgerichts, des Finanzamtes und des Stadtrats zu Bischofswerda.



Unabhängige Zeitung für alle Stände in Stadt und Land. Dichteste Verbreitung in allen Volksschichten. Beilagen: Sonntags-Unterhaltungsblatt und Landwirtschaftliche Beilage. Geschäftsstelle Bischofswerda, Ulmarkt 15. — Druck und Verlag der Buchdruckerei Friedrich May in Bischofswerda. — Fernsprecher Nr. 22

Verkaufsweg: Jeden Montag abends für den folgenden Tag. **Bezugspreis:** Bei Abholung in der Geschäftsstelle monatlich Mk. 15.25, bei Zustellung ins Haus monatlich Mk. 16.—, durch die Post bezogen vierteljährlich Mk. 48.— mit Zustellungsgebühr. Alle Postämter, Postboten, sowie Zeitungsverkäufer und die Geschäftsstelle des Blattes nehmen jederzeit Bestellungen entgegen. **Verkaufsstelle:** Post-Bezirksamt Dresden Nr. 1331. **Gemeindeverbandsbezirksamt Bischofswerda** Konto Nr. 64. Im Falle höherer Gewalt — Krieg oder sonstiger irgend welcher Störung des Betriebes der Zeitung oder der Beförderungsanstaltungen — hat der Besteller keinen Anspruch auf Lieferung oder Nachlieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises. **Abbestellungspreis:** Die Spezialisten Grundrente (Zim. Maß 14) oder deren Raum 3.50 Mk., Brüche Anzeigen 3.— Mk. Im Tagblatt (Zim. Maß 14) 10.— Mk. die Spezialisten Seite. Bei Wiederholungen nach feststehenden Sätzen. — Anstehende Anzeigen die Spezialisten Seite 7.— Mk. — Für bestimmte Tage oder Plätze wird keine Gewähr geleistet. — Erfüllungsort Bischofswerda.

Nr. 131. Donnerstag, den 8. Juni 1922. 76. Jahrgang.

Der Weg in den Schatten.

Von Otto Riebold, Berlin.

Als wir Waffenstillstand forderten, da war der Krieg noch nicht verloren für uns. Er wäre immer noch Sieg gewesen, denn wir wollten ja nichts erobert, sondern wir hatten uns verteidigt, und auch der Feind stand am Ende seiner Kraft, wenn man unter dieser Kraft verstand, was sie bedeutet: die Seelenverfassung der Soldaten, darum konnten wir ein Waffenstillstandsangebot wagen. Statt daß uns aber Männer gegeben waren, die uns in jeder Stunde des Tages zuriefen: „Frage die kleine Rat der Boden — und du sparst die unerfährliche Rat für alle Seiten!“ — statt, daß wir erkannten, es geht um Biegen oder Brechen... standen Unverantwortliche am 9. November auf, überrumpelten Heer, Diplomatie, Bürgertum und Arbeiterschaft und zerschlugen alles. Da war der Krieg für uns verloren. Und nicht nur der Krieg, für lange, lange auch der Friede.

Die Deutsche Republik ist nur unter dem Einfluß allgemeiner Ermattung ausgesprochen worden, nicht aber als Auswirkung einer tatsächlichen sozialistischen Volksgemeinschaft. Denn die tatsächliche sozialistische Volksgemeinschaft hätte sich in einem vor allem zeigen müssen: daß sie keinen, weder den einzelnen, noch das Volksganze entprechenden Frieden annahm. Dadurch, daß das Volk nicht in seiner großen Mehrzahl gegen jeden Gewaltfrieden auftrat, ist erwiesen, daß es gänzlich ermattet war und die Revolution gleichgültig hinnahm, nur um dadurch äußerlich ein Mittel für den „Frieden auf jeden Fall“ zu gewinnen. Doch eine Umwälzung kommen würde, das war uns Soldaten an der Front — dem Kern des Volkes also — bewußt. Wir glaubten aber an eine deutsche Revolution, die reinigend über die Unfähigkeit unseres Volkes dahingegen würde, und niemand dachte auch nur einen Augenblick lang daran, daß die Umwälzung sich einen Zeitpunkt und eine Form wählen könnte, die so vernichtend auswirken müßten, wie dieser 9. November.

Die Revolution des 9. November ist nicht die deutsche Revolution, die sich im Frontgeiste vorbereitet hatte, die ausgetragen werden sollte, wenn wir Frieden hätten und zur Arbeit zurückgekehrt wären. Sie ist der fehlerhafte Versuch einer Weltrevolution, Deutschland ihr Versuchsobjekt. Die Bewegung der Massen hatten das psychische Element ihrer Scharen völlig unterschätzt. Die deutschen Massen hingen, sie waren ausgemergelt und litten nach Brot. „Revolution“ — das bedeutete in ihrer Sprache „Brot“. Und als das nicht kam, als auch ein ebertinisches Deutschland in dieser Hauptfrage und Grundfrage der Masse nur die Lösung des kollektiven Deutschlands „Wir müssen warten“ fand — da wuchsen neue Forderungen hysterisch aus der Revolution, Forderungen, die sich vom Sozialistischen zum Wahnsinnigen schraubten und damit Illusionspolitik und Wahnsinnspolitik schufen. Die Wahnsinnspolitik hielt die Massen in den Großstädten in Bewegung, sie forderte täglich neues und täglich anderes. Illusionen genügte nicht mehr, man wollte Politik handgreiflich sehen und setzte deshalb in Taten um, was sich — auch gegen den Menschenverstand — nur in irgendeiner Tat umsetzen ließ. Dabei nahm man nicht etwa irgendwelche Rücksicht, man ließ Tausende und aber Tausende verderben und verhorren, um hunderttausend diese „Tat“ zu zeigen. Während Illusionspolitik erstirbt in der Hoffnung, anderes aufzubauen, zerstört Wahnsinnspolitik nur, um zu vernichten. Vernichtung ist Selbstmord, „Recht“ ist nur das, was keine Pflicht nach sich zieht.

Vom Streik der Arbeiter hat uns der Weg über den Streik der Privatangestellten, der Bankbeamten, der Kommunalbeamten zum Streik der Reichsbeamten geführt. In Hunderttausenden jaht man Phantomen nach, Dinge, die wenn man sie hat, wie Seifenblasen zerplatzen, weil es ein Unding ist, immer nur Geld zu geben, ohne Geld zu schaffen. Denn das Geld ist überall der treibende Faktor, mag er bezeichnet werden wie er will. Es ist ganz ausgeschlossen, daß irgendeine Regierung, auch wenn sie zulagt und immer wieder zulagt, erfüllen kann, was gefordert wird. Eben einfach deshalb nicht, weil das Geld fehlt. Darum ist es ganz selbstverständlich, daß über kurz oder lang — vielleicht nach weiteren Forderungen und weiteren Erfüllungen — ein Erwachen stattfindet, wie es sich jetzt schon darin andeutet, daß sich nach jeder neuen Lohn- oder Gehaltsaufbesserung Stimmen der Richtung mehren, daß alles das doch gar keinen Zweck habe, wenn die Mehrausgaben den Preis aller Dinge nach oben drängen. Es geht über den Verstand, glauben zu müssen, daß sich immer der Streikenden den Kontens eines Streifens kann

macht. Man spricht von allen möglichen „Rechten“, die man „erwerben“ will, und erhebt nicht, daß ein Recht immer nur auf Pflichten beruhen kann, und daß gerade in Revolutionszeiten nicht die Rechte vor den Pflichten, sondern die Pflichten vor den Rechten stehen. Kein Mensch kann zu Recht oder gar zu Forderung kommen, der nicht durch Pflicht in seinem Geiste „perantert“ ist. Die einfachste — ich möchte sagen: die einfachste — Bedingung eines Menschen ist die: für sich (und damit für den Staat) zu arbeiten. Der fruchtbarste Boden für alle diese Streits wurde geschaffen, als man in der Kriegswirtschaft den Idealismus dem Materialismus parallel setzte. Während man von der Front die Opfer des Todes, die Opfer der Wunden, die Opfer ungeheurer Seelenqualen als „heilige Pflicht zum Vaterlande“ verlangte, schaute man sich nicht, die von jeder Gefahr weit entfernte Arbeiterschaft der Heimat mit Geld aufzumuntern und ihre Leistungen den noch ebenso als „heilige Pflicht“ zu pressen.

Das Wort „Heimatkämpfer“, durch das man transportiert verlor, diesem großen Materialismus eine moralische Tüchle zu geben, hat die Front brauchen mehr erachtet als das schmerzliche Zusammenstehen: es hat die hohe Sittlichkeitsauffassung des deutschen Volkes umgeworfen. Entweder mußte unter Volk bis zum Einzelnen vom Idealismus, aber durch und durch vom Materialismus erfüllt sein. Die Gegenüberstellung einer idealistischen Front und einer materialistischen Heimat aber mußte zum Zusammenbruch der idealistischen Front führen. Für diesen Einbruch braucht man nur die Überlegung, daß draußen unsere tüchtigsten Männer Ungehobenes erdulden und erdulden müßten, während drinnen Menschen „weiter Klasse“ Reichthum sammeln und in Schlemmerei litten.

Erkennen wir so, worin die Wurzel aller Streits gebettet war, dann wird es uns nicht schwer fallen, auch die Wurzel selbst zu finden. Dadurch, daß man begann, in der Heimat weit Geringeres mit unangehendem Solde zu bezahlen, als das, was man für die Front zum mit dem Soldatenwort von der „Pflicht zum Vaterlande“ abtat, legte man den Wurzelstein. Man bezahlte ja die Arbeit gar nicht mehr als Ding, an sich, sondern nur als Mittel, sich Geld zu verschaffen. Das heißt: statt durch den Arbeitsverdienst Lebensunterhalt zu bieten, begann man als Verdienst erst das zu rechnen, was nach Abzug des Lebensunterhaltes übrigblieb.

Man lehrte also: Arbeit nicht um der Arbeit selbst willen, aber gar für dein Vaterland, sondern arbeite, damit du recht viel Geld erhältst. Dadurch trat die Entfremdung der Arbeit und, eng verbunden damit, die völlige Entwertung des Geldes ein: Die Wurzel aller Streits. Der Geldbaumel, das wahnwitzige Wettrennen, etwas zu ergattern, um es wieder fortzuschleudern, hat alle Begriffe in den tiefsten Bewußtseinswinkel eingestülpt, es ließ sich ermöglichen, was man fordert. Es scheint fast, als habe man überhaupt kein Verständnis mehr. Nicht einmal für den einfachsten Grundsatz, daß aus einem Nichts auch nichts werden kann. Während man sich in seinen Forderungen das Chaos zunähe macht, erkennt man andererseits für die Unmöglichkeit der Erfüllungen dieses Chaos nicht an.

Wirtschaftskämpfe an sich sind gesund und für das Volksganze gesundlich. Wenn sie aber zur Illusionspolitik werden, wie heute — da alles dies doch nur eine Umstellung innerhalb der Unmöglichkeit hervorzurufen kann —, sind sie nur eine Stufe tiefer zur Hungersnot und zum großen Aussterben. Soll das nicht unter Weg sein, dann müssen wir endlich in allem unsere Rechte hinter unsere Pflichten setzen!

Die Anleihefrage.

Der sogenannte Morgan-Kausch hat sich über Pfingsten verlagert. Es ist tatsächlich nicht gelungen, in der Anleihefrage zu irgend einer Verständigung zu kommen. Der Grund ist, daß Frankreich sich weigert, irgendwelche Zugeständnisse in der Entschuldigungsfrage zu machen. Frankreich will zwar Geld, aber es will nicht dulden, daß gleichzeitig oder als Voraussetzung zu etwas wie eine Gemeinschaft der Völker hergestellt wird. Auch bei dieser Gelegenheit hat sich wieder gezeigt, daß es der Imperialismus Frankreichs ist, der eine dauernde Gefahr für Europa bedeutet. Die Vertreter der Hochfinanz, die im Morgan-Kausch (sagen) sind nicht im Geringsten verdächtig, Deutschland einen Vorteil zuzuwenden. Sie behandeln das Anleiheproblem nur von der rein geschäftlichen Seite. Deutschland braucht eine internationale Anleihe, um nicht nur die fälligen Zahlungen zu decken, sondern auch um Mittel zu erhalten, Rohstoffe im Ausland zu kaufen. Der Weltmarkt wird für die Zeit

ung einer Anleihe nur dann zu haben sein, wenn die Anleihe und der Zinsendienst unbedingt gesichert wird. Diese Sicherheiten kann Deutschland nur selbst bieten. Dazu ist es nicht in der Lage, so lange es in den Fesseln des Zwanges liegt, so lange Zwangsmassnahmen drohen, die die Wirtschaft schwer erschüttern müssen. Von einer großen Anleihe kann überhaupt keine Rede mehr sein, da Frankreich jede Herabsetzung der Wiederherstellungsumme ablehnt. Wincars hat am Pfingstsonntag in Verdun wieder einmal die hundertfach widerlegte Behauptung aufgestellt, daß Deutschland sich auf Kosten Frankreichs bereichere. Wer so denkt und spricht, hat nicht die Pflicht und nicht den Willen, es zu einer Verständigung kommen zu lassen. Kennzeichnend ist es, daß die sensationelle Presse trotzdem hofft, daß die Vereinigten Staaten und die Neutrofen wenigstens eine kleine Anleihe aufbringen würden. Frankreich gibt damit zu, daß Deutschland die Zahlungen und Leistungen nicht mehr aus eigener Kraft fortsetzen kann. Wenn auch eine „kleine Anleihe“ ist nur dann zu erhalten, wenn der Zinsendienst unbedingt gesichert ist. Deutschland vermag keinerlei Bürgschaften hierfür zu geben, solange es in dem Zwangszustand des Versailles Vertrages liegt. Die Anleihe auch einer „kleinen Anleihe“ sind verhältnismäßig hoch. So hat Jugoslawien eine Anleihe um 100 Millionen Dollar nur zu einem Kurs von 66% und einem Zinsfuß von 8 prozent erbehalten können.

Das Attentat auf Scheidemann!

Berlin, 7. Juni. Der Anschlag auf Scheidemann wird von den Blättern scharf perzipiert und als dumme, feige Missetat bezeichnet. Dem „Kölnischen Volksboten“ zufolge haben die bisherigen Nachforschungen der Kriminalpolizei noch nicht ergeben, was darauf hindeutet, daß das Attentat von rechtsradikaler Seite verübt worden sei. Nach Ansicht der Kriminalpolizei könne es sich ebenfalls um die Tat eines Mannes handeln, der aus irgendwelchen Gründen Scheidemann persönlich nicht wohl will. Das „S. T.“ glaubt allerdings von einer starken rechtsradikalen Bewegung in Berlin reden zu können. So seien innerhalb zweier Tage zweimal schwarzrot-goldene Fahnen gestohlen worden, das erste Mal von der Kunstausstellung, das zweite Mal in der Nacht zum Pfingstsonntag von der Stadthalle, wo die Fahne ursprünglich der demokratischen Reichsjugendtagung gehörte war. Die „Deutsche Tageszeitung“ schreibt: Nimmt man an, daß es sich wirklich um Bausäure gehandelt hat, dann muß jeder einigermassen Bewanderte, daß Scheidemann kaum etwas anderes hätte zustehen können, als eine kleine persönliche Unbequemlichkeit, denn Bausäure, in der freien Luft verpflücht, stellt wirklich keine Wundwaffe dar. Aber es ist nicht nur die Unmöglichkeit der Mittel, die hier den Gedanken an ein politisches Attentat als töricht erscheinen läßt, es ist auch die Unmöglichkeit des Objectes. Scheidemann ist politisch auf das Äußerste gefestigt worden. Er wird für längere Zeit kaum wieder in den politischen Vordergrund gelangen.

Die „Tägliche Rundschau“ schreibt: Es ist bemerkenswert, daß man des Attentäters bisher nicht habhaft werden konnte. Wenn dieser ein gewissermaßen junger Mann sein Menschenleben auf dem Gewissen hat, so bleibt der Schaden, den er anrichtet, doch groß genug. Er hat Scheidemann zu einer Märtyrertat verholfen und den Mann, der politisch abgewirtschaftet hatte, wieder in das Licht der Öffentlichkeit gezogen.

Das Volksbegehren.

In der Zeit vom 6. bis 19. Juni hat das sächsische Volk darüber zu bestimmen, ob es durch Volksentscheid den Landtag auflösen lassen will. Es ist das Volksbegehren auf Volksentscheid zu stellen, für welchen mindestens 250 000, also rund 300 000 gültige Stimmen abgegeben sind. Diese 300 000 Stimmen dürften mit Beidseitigkeit zusammengebracht werden. Dies darf aber niemand abwarten, sein Stimm abzugeben, denn es ist ein ernstes Gebot der Stunde, daß jeder Wähler und jede Wählerin sich rechtzeitig in die Listen für das Volksbegehren einträgt.

„Volksbegehren“ und „Volksentscheid“ haben — von verwandten Vorbildern alter Zeit abgesehen — ihren Ursprung in der Schweiz, in der Landgemeinde-Demokratie der Schweizer Eidgenossenschaft, und zwar war es die französische Juli-Revolution von 1830, welche in der Schweiz eine Bewegung dahingehend hervorrief, daß der Schwere der Volksouveränität nicht nur theoretisch anerkannt, sondern auch praktisch durchgeführt werden müsse. So entstand aus dem bloßen Petitionsrecht des Initiativ.

In die sächsische Verfassung ist das Volksbegehren mit demselben Zweck aufgenommen worden: 1. um die

Amtliche Bekanntmachungen.

Bekanntmachung.

Auf Grund des Artikels I des Gesetzes zur Abänderung des Gesetzes gegen die Kapitalflucht vom 22. März 1922 (Reichsgesetzblatt Seite 182), wird für die persönliche Mitteilung von Zahlungsmitteln im kleinen Grenzverkehr beim jedesmaligen Überschreiten der Grenze ein Betrag von 1000 Mark oder der nach dem Tageskurs zu berechnende Wert dieses Betrages in ausländischer Währung mit der Maßgabe zugelassen, daß im kleinen Grenzverkehr innerhalb eines Monats höchstens der Betrag von 3000 M oder der nach dem Tageskurs zu berechnende Wert dieses Betrages in ausländischer Währung mitgenommen werden darf.

Dresden und Leipzig, am 23. Mai 1922.

Landesfinanzämter Dresden und Leipzig,
Abteilungen für Besiß und Verkehrssteuern,
Dr. Hoch. Dr. Anabel.

Städtische Bekanntmachungen.

Das Verzeichnis der bei Verteilung von Unterfertigungen zu berücksichtigenden Kleinrentner ist auf Grund der vom Reich aufgestellten Richtlinien durchzuprüfen bzw. neu aufzustellen. Alle bedürftigen Kleinrentner, deren Einkommenssumme am 1. Januar 1920 mindestens 600.— M betrug, wollen zu diesem Zweck sofort Fragebogen im Rathaus, Zimmer Nr. 14, entnehmen und diese vollständig ausgefüllt bis längstens Sonnabend, den 10. Juni 1922, wieder an der obengenannten Stelle einreichen. Der diese Frist nicht einhält, bleibt von jeder späteren Verteilung ausgeschlossen. Auf Grund der Fragebogen erfolgt nach vorerläuter Prüfung und Ausschreibung der gemäß den Richtlinien unberücksichtigt bleibenden Personen die Aufnahme in das Verzeichnis.

Bischofswerda, am 7. Juni 1922. Der Rat der Stadt.

Freitag, den 9. Juni 1922, vorm. 9 Uhr, sollen in Goldbach 1 Garnitur Korbmöbel, 1 Regulator und zwei Uhren meistbietend gegen Barzahlung versteigert werden. Sammelort: Rätcher's Gasthof daselbst.

Bischofswerda, am 7. Juni 1922.

des Landtags oder 2. zwecks Erlass, Änderung oder Aufhebung eines Gesetzes.

Das Volksbegehren ist sinngemäß die Voraussetzung, die Vorstufe des Volksentscheides, ohne Volksbegehren kein Volksentscheid, jedoch mit Ausnahme von Art. 9 Abs. 2 der Verfassung, wonach der Landtag auf Antrag des Gesamtministeriums durch unmittelbaren Volksentscheid, ohne Volksbegehren, aufgelöst werden kann. Dieser Fall liegt aber zurzeit nicht vor, sondern gerade das Gegenteil: das Gesamtministerium hat sich ablehnend verhalten, und nun soll das Volksbegehren eingeleitet werden. Die Rechtsparteien erstreben die Auflösung des Landtages durch Volksentscheid und verlangen zu diesem Zweck die Einleitung des Volksbegehrens.

Wie geht dies nun vor sich?
Während der ganzen vierzehntägigen Abstimmungsfrist müssen die Gemeindebehörden den Stimmberechtigten Gelegenheit geben, innerhalb der üblichen Geschäftszeit durch eigenhändige Eintragung in die Listen ihre Stimme abzugeben. Die Stimmberechtigten sind verpflichtet, sich in die vorchriftsmäßigen Eintragslisten einzutragen, und zwar ist einzutragen der Vor- und Zunahme, bei verheirateten oder verheiratet gewesenen Frauen auch der Geburtsname, ferner Stand, Beruf oder Gewerbe, und die Bezeichnung der Wohnung. Eintragungen, welche die Person des Eintragenden bzw. Eingetragenen nicht zweifelsfrei erkennen lassen, oder von nicht stimmberechtigten Personen herrühren, oder nicht in vorchriftsmäßige Eintragslisten gemacht sind, entbehren der Gültigkeit.
Die Eintragslisten sind — auch eine interessante Bekanntmachung — den Gemeindebehörden von den Antragstellern

zu übergeben. Hinsichtlich der Vorkaufsfristigkeit der Listen ist gefordert, daß am Kopfe der Listen der Gegenstand des Volksbegehrens in der vom Gesamtministerium veröffentlichten Fassung angegeben sein muß.

Wer ist Eintragungsberechtigter? Jeder, der bezw. jede, die in die zuletzt abgeschlossene Wählerliste (Stimmliste) oder Wählerkartei (Stimmkartei) eingetragen ist oder für das Volksbegehren einen Stimmschein erhalten hat. Stimmscheine für die Eintragung zum Volksbegehren werden nach denselben Grundätzen erteilt wie die Wahlscheine für die Landtagswahl. Sie dienen insbesondere dazu, denen die Teilnahme an der Abstimmung zu ermöglichen, die erst nach Abschluß der Wählerliste bezw. der Wählerkartei eingezogen sind.

Aber auch ohne Eintragung und ohne Stimmschein ist die Teilnahme am Volksbegehren noch möglich, falls der Betreffende nämlich vor der Eintragung seine Stimmberechtigung nachweist, also bis zum Eintragungstage 20 Jahre alt ist.

Ist die Abstimmungsfrist abgelaufen, so betunden die Gemeindebehörden auf den Eintragslisten, ob die Eintragungen am Tage der Eintragung in der Gemeinde stimmberechtigt waren, und überlegenden darauf die Listen dem Abstimmungsleiter. Der Abstimmungsleiter hat festzustellen, wieviel gültige Stimmen im Stimmkreis für das Volksbegehren abgegeben worden sind, und teilt das Ergebnis dem Landeswahlleiter mit. Der Landeswahlleiter stellt das Abstimmungsergebnis im ganzen Lande fest. Das Gesamtergebnis wird sodann amtlich veröffentlicht.

§ 11 des Gesetzes regelt die Kostenfrage: Den Antragstellern fallen die Kosten der Herstellung und Veränderung der Eintragslisten an die Gemeinden zur Last, dem Staate die der Feststellung des Abstimmungsergebnisses, alle übrigen den Gemeinden.

Das Verlangen auf Zerstörung deutscher Eisenbahnen.

Berlin, 7. Juni. (Draht.) Wie mehrere Blätter hören, wird die deutsche Regierung auf die Entente Note über die Zerstörung und Änderung von Eisenbahnanlagen im besetzten Gebiet eine Mitteilung an die Vorkonferenz richten, in der sie voraussichtlich den Standpunkt vertreten wird, daß ihrer Auffassung nach die Alliierten in ihrer Note die seit Kriegsende veränderten Grenz- und Wirtschaftsverhältnisse Deutschlands und des besetzten Gebietes nicht berücksichtigt hätten. Die deutsche Regierung weist den Nachweis führen, daß die beanstandeten Eisenbahnbauten fast ausschließlich wirtschaftlichen Zwecken dienen und auf die Militärbedürfnisse hinweisen, die eine Zerstörung von Eisenbahnmateriale in dem verlangten Umfange erforderlich würde.

Die sächsische Regierungskrise.

Neuerdings scheint es, als ob die Kommunisten nun doch ernst machen und der Regierung bei der Staatsverabschiedung die Gefolgschaft verweigern wollten. Gewisses weiß man ja bei den sächsischen Kommunisten niemals im voraus, aber diesmal ist bei der Haltung der Kommunisten viel von Bedeutung, daß die Kommunisten im thüringischen Landtag plötzlich dieselbe Haltung einnehmen, wie die sächsischen. Auffallenderweise setzt die Opposition der thüringischen Kommunisten bei dem gleichen Punkte ein, wie die neuerliche der sächsischen, nämlich bei dem Polizeietat. Auch die thüringischen Kommunisten machen die Zustimmung zum Polizeietat abhängig von einer Reihe von Forderungen, die einfach unerfüllbar sind. In den Kreisen der sächsischen Regierungsparteien führt man die Haltung der Kommunisten in Sachsen und in Thüringen auf die Einwirkung der Berlin-Moskauer Zentrale der kommunistischen Partei zurück und ist infolgedessen sehr wenig zureichend gestimmt. Besonders betreten sich die Unabhängigen, deren Presse sich in einem ansehnlich partei-offiziösen Artikel mit der, durch die Haltung

der Kommunisten geschaffenen politischen Lage befaßt, in dem es unter anderem wörtlich heißt:

Die sogenannten vier Forderungen wären kein Ergebnis, die proletarische Einheitsfront in Sachsen zu stellen.

Sie werfen den Kommunisten vor, daß sie diese Forderungen nur als Agitationsmittel aufrechterhalten und gestehen dabei gleichzeitig ein, daß die Unabhängigen noch zu weiterem Entgegenkommen gern bereit gewesen wären. Das scheint aber nunmehr vergebliche Mühen zu sein.

Neues aus aller Welt.

— **Vertreibung von Berlin und Bräutchen ins Ausland.** In dem Grenzort Wilmshausen-Saarbrücken-Berlin wurden zwei verdächtige Reisende durch Zollbeamte einer genauen körperlichen Untersuchung unterzogen. Es stellte sich dabei heraus, daß beide den ganzen Körper mit kostbaren Berlin bedingt hatten. Bei beiden wurden insgesamt 720 Berlin und Bräutchenmünzstücke gefunden.

— **Ein ganzes Dorf in Flammen.** In dem altnährischen Dorf Strechow, nahe der Provinz Hannover, brach vorgestern Abend aus noch nicht aufgeklärten Gründen Feuer aus. Da fast die ganze Bevölkerung auf einem Schützenfest im Nachbarort war, so wurden die Flammen erst spät bemerkt, als sie bereits eine große Ausdehnung angenommen hatten. Fast das ganze Dorf, sieben Bauerngehöfte mit etwa zwanzig Gebäuden mit zahlreichem Viehbestand und erheblichen Erntevorräten, wurde ein Opfer der Feuerbrunst. Alle Behören aus der Umgebung waren zur Hilfeleistung herbeigekommen, doch wurde ihr Eingreifen durch Wassermangel gehindert. Nur das Gut Strechow konnte gerettet werden, außerdem der Hofhof des Ortes und mehrere Tagelöhnerhäuser. Bei den Rettungsarbeiten wurde der Gastwirt Riel so schwer verletzt, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird. — Bis in die Morgenstunden sah man den Schein des brennenden Dorfes in der ganzen Umgebung.

— **Unglücklicher unter polizeilichem Schutz.** Aus München wird geschrieben: Mit welcher unglaublichen Sorge russische Bolschewisten um ihr Leben bangen, davon erleiht man in München am Pfingstsonntag ein Beispiel. Der russische Bolschewistenführer und Außenminister hatte die Münchener Polizei um Schutz ersucht. Unglücklicher benötigte diesen Schutz nach seiner Ansicht, um von dem italienischen Schnellzug zu dem Berliner Schnellzug, also von einem Ziele des Münchener Hauptbahnhofes zum anderen, geleitet zu werden. Unglücklicher war am Sonntag morgen aus Italien in München eingetroffen und begab sich unter polizeilichem Schutz zu dem nebenstehenden Berliner Schnellzug.

Aus der Oberlausitz.

Bischofswerda, 7. Juni.
— Die Meisterprüfung haben im Monat Mai 1922 im Bezirk der Gewerbestammer Jittau 76 Handwerker abgelegt und bestanden, und zwar: Bäcker: Arthur Beer, Soltau a. d. Spree, Reinhold Friebe, Soltau a. d. Spree, Alfred Böhm, Soltau a. d. Spree, Richard Richter, Bautzen, Paul Jähde, Bautzen, Dachdecker: Max Rentsch, Großröhrsdorf, Ernst Richter, Bautzen, Damenschneider: Bela Hanisch, Bischofswerda, Anna v. d. Römer, Soltau a. d. Spree, Fleischer: Martin Drotz, Großröhrsdorf, Erich Kullit, Schirnowalde, Georg Lau, Großwitz, Oskar Lehmann, Ullst a. T., Alfred Matz, Breinig, Kurt Wittich, Wiesa, Georg Schöne, Großröhrsdorf, Nordmaler: Wilhelm Linke, Niederneukirch, Maler: Max Hauffe, Großröhrsdorf, Müller: Max Faltz, Cannowitz, Walter Heber, Oberpuplau, Max Wittich, Witzkau.

— **Erwägung des Goldankaufpreises des Reichs.** Infolge der in der letzten Woche eingetretenen Besserung des Marktkurses hat sich das Reich veranlaßt gesehen, den Ankaufpreis für Gold, der seit dem 27. März d. J. 1200 M für ein Zwanzigmarkstück betrug, herabzusetzen. Der Ankauf von Gold für das Reich durch die Reichsbank und Post

Eine schwedische Sage.

(Wiedergegeben nach einer alten Aufzeichnung.)
Einst lag es einer guten Fee ob, als Schmutz allerlei Gaben unter die Frauenwelt der verschiedenen Länder zu verteilen. Alle erhielten, worum sie baten: die Französin die Annuit der Bewegung, die Engländerin die zarte Farbe der wilden Rose, die Russin königliche Haltung, die Dänin das schelmische Grinsen in Sinn und Wange. Die Tochter Kastiliens hat um Haare so schwarz, daß sie ihr als Mantille dienen könnten, die Italienerin um blühende Augen, und die Mohammedanerin wollte rund sein wie der Vollmond.

Die Gaben waren ausgeteilt. Nur eine Gabe hatte die Fee noch übrig, die niemand verlangt hatte, ein Herz voll treuer, aufopfernder Liebe. Und diese köstlichste aller Gaben, die dennoch so gering geschätzt worden war, verteilte die Fee einer Frau, die bisher bescheiden im Hintergrunde gestanden hatte. Es war die deutsche Frau.

Inchriften.

Von Walter Harlan.

Kein Haus.

Ein Glashaus ist die ganze Welt,
Wollt ihr darum vor Lüfterzungen beben?
Wer Herz und Stuben lauter hält,
Kann unroergnüt in einem Glashaus leben.

In einen Springbrunnen.

Was ewig floß zu Tale nur,
Nach oben hüpfte es munter,
Der Mensch besiegte die Natur!
Dann fällt es wieder herunter.

An ein Gerichtsportal.

Schreib sie in die Esse,
Deine sieben Heller!
Schlimmer sind Prozesse,
Als der Schwamm im Keller.

In einen Tabakstaken.

Triffst du wen in Dorf oder Stadt,
Der schlechterdings kein Wasser hat,
So weite unbedenklich
Eins gegen tausend: Er ist tränklich.

Raucher im Orient.

Von Dr. Gerhard Mengz-Weipzig.

Im Rauchen offenbart sich ein Stück Völkerverständnis. Anders raucht man bei uns, anders jenseits des großen Teichs, anders zwischen Sinal und Sachalin. Im Orient — hat man gesagt — lernen sich Welt und Gast erst über einer Pfeife Tabak kennen, nur daß man im fernen Osten dazu Tee schlürft und im nahen Osten Kaffee. Und wie sie zu rauchen verstehen im Orient!

Tokio. — Der Ritschjatu macht im Genkam für einen Augenblick Raft. Wer weiß, wann ihn der nächste Fahrgast befehlt. Da hat er Zeit für ein Pfeifen.

Der Rikan hat ihm das unvermeidliche Schälchen gebracht, aber selbstverständlich auch das Rauchkästchen daneben gelegt. Es gehört dazu, und er hätte es dem Herrn Ministerpräsidenten so gut gebracht wie hier dem Kull. Ein irdenes Kohlenpfännchen ist darin — der Japaner steckt sein Pfeifchen an glimmender Hohlkugel an — und ein Ufchen becher aus Bambus. Nur für drei, vier Jüge langt der winzige Pfeifentopf. Dann klopfet der Kull die Ufche aus und steckt die Pfeife wieder in den Gürtel neben den Resten, den besonders dafür angebrachten Knopf aus Eisenblech oder Holz, an dem der Tabakbeutel baumelt.

Der Resten ist vielleicht ein kleines Kunstwerk, sauber geschnitten und zierlich geschliffen. Auch das Rauchkästchen ist meist ein Muster echt japanischer Kleinkunst. Freilich, die wirklich schönen und wertvollen sterben aus und sind bald nur noch in den Museen und Sammlungen Amerikas und Europas zu finden. Seit Japan das Tabakmonopol einführt, verdrängt die Zigarette die Pfeife und mit ihr unwiederbringlich, was sich an künstlerischer Kultur für diese entwickelt hatte.

Bangkok. — Ein Tabakladen. Draußen glühen die Steinblechen der Straße in der grellen Tropenhitze. Hier drinnen aber ist es dunkel und kühl. Die Zigaretten liegen fertig auf dem Ladentisch aus glänzend poliertem Teakholz. Der Tabak ist oben in den Laosbergen an den Quellen des Menam gewachsen. Er ist grob und streng, aber die Siamesen sind zufrieden damit. Forts, kleine Frauenfinger packen die Zigaretten in trockene Bananenblätter. Ein paar Bündelchen werden besonders in Lotusblütenblätter gewickelt und mit Vanilleextrakt parfümiert. Die sind für einen reichen Kaufmann bestimmt. Nun geht die Alte mit ihrem Körbchen auf die Straße. — Zigaretten gefällig? Da sammelt ein König in schmutzgelber Kutte Almosen, kleine

Jungen springen zur Schule. Niedliche Mädchen trüppeln vorüber, goldene Spangen an Armen und Hüften. Vornehme Damen in reizenden seidenen Banunas und weißen Häutchen schreien vorbei, hohe Würdenträger, zerlumpte Bettler — alle rauchen sie ihre Zigaretten.

Mandalay. — Wie man bei uns von einer guten Hausfrau immer noch verlangt, daß sie kochen und säcken kann, so erwartet man in Birma von einem tüchtigen Mädchen in erster Linie, daß es sich aufs Zigarettenrauchen versteht. Denn auch in Birma raucht alles. In den Straßen Mandalays kann man schon die kleinen Kinder, Jungen wie Mädels, beim Spielen rauchen sehen. Man kann nicht sagen, daß der birmanischen Schönen die Zigarre nicht stünde. Seht sie auch an, wie sie dort sitzt, in ihrem frisch gewaschenen weißen Häutchen, die leuchtende Seidenschärpe fest um den schlanken Leib geschlungen, das glänzende, tief schwarze Haar hoch aufgesteckt. So kann man ihr die geliebte riesige Cheroot nicht übernehmen. Und wenn am Abend die Väterchen im Bazar an der Aracan-Papode angestekt werden, wenn dann der Mond aufgegangen sein wird und die Straße am Fluß ganz im sammelschwarzen Schatten der Palmen verschwunden, wird sie so auf der Veranda vor ihrem Haus sitzen und warten. Und wenn dann ihr Liebster kommt zum „Wanderstündchen“, wird sie ihm auch nicht den kleinen Finger zum Gruß reichen, denn das wäre unschicklich; aber sie wird ihm eine Cheroot anstecken, und er wird wissen, daß sie ihn liebt.

Bagdad. — Ein offener Barbierladen an der Straße. Ein neuer Kunde tritt ein. Aber lang ist noch die Reihe der Vorbereitungen; er muß warten. Was heißt Zeit im Orient? Hier ist alles Geduld, und die Karawile reicht immer noch aus, die Langeweile zu vertreiben. Er winkt nach der Kaffeekanne hinüber auf der anderen Seite der Straße. Der Aufwärter weiß Bescheid. Lässigen Schrittes kommt er heran und stellt die Wasserpfeife hin, leuchtet den Tabakstaud im Kopf ein wenig an und steckt ihn mit einer glimmenden Holzstange in Brand. Bedächtlich leckt der also Bediente durch das lange Rohr den wassererfüllten Rauch ein. Der Tabak ist sehr stark, aber er raucht zum rechten Genuß durch die Lunge, Jug um Jug, und draußen ziehen Kamele vorbei in schlafigem Troit, Beduinen traben vorüber, ein paar Schöne gehen die Straße entlang, den dichten schwarzen Schleier vor dem Gesicht, ein Wasservertäufel kommt, den Regenablauf über die Schulter gemorfen. Die warme, lichterfüllte Luft summt in atternden Wellen. Die Rauchwölkchen ziehen, und die Zeit verfliehet.

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

... 1922 im ...
... 1200 ...
... 1200 ...
... 1200 ...

Die Zeitungsanzeige

ist bei den hohen Portokosten das billigste und zuverlässigste Mittel, einem kleineren od. größeren Kreise etwas mitzuteilen.

Da der „Sächsische Erzähler“ in jedem Hause in Stadt und Land gelesen wird, erfüllt jede Ankündigung bestimmt ihren Zweck.

Letzte Drahtmeldungen.

Stinnes über die Anleihefrage.
Berlin, 7. Juni. (Draht.) Auf einer stark besuchten Versammlung von Wirtschaftsführern in Essen, die der Zweigverband Nordwest deutscher Wirtschaftsverbindungen und die Vereinigung der Handelskammern des nieder-rheinisch-westfälischen Industriebezirks einberufen hatten, erklärte laut einer Meldung der „Deutschen Wtg. Ztg.“ am Schluß seiner Rede Hugo Stinnes, in der er die Frage einer internationalen Anleihe an Deutschland eingehend behandelt hatte: Wir könnten aus den Anleiheverhandlungen unendlich viel Gutes bekommen, wenn die Geldgeber dafür sorgen, daß die Dinge in Europa so gestaltet würden, daß wirklich gute Unterlagen durch eine Anleihe für die europäische Wirtschaft geschaffen werden. Ich muß betonen, daß ich die Gefahr, daß noch mehr deutsches Land befreit wird, für geringer halte. Denn den Franzosen würde dann gezeigt werden, daß sie damit nichts erreichen und daß sie bei erhöhten Unkosten noch weniger bekommen.

Offizielle Sitzung der Reparationskommission.
Paris, 6. Juni. (Draht.) Wie der „Temps“ mitteilt, hat die Reparationskommission heute vormittag eine offizielle Sitzung abgehalten, in der die verschiedenen Ansichten der Delegierten zum Ausdruck gekommen sind. In der morgen stattfindenden offiziellen Sitzung wird jeder Delegierte seine Lösung vorschlagen und seine Anwendungen ausprechen. Der internationale Anleiheausdruck wird also, wenn er am Mittwoch nachmittag zusammentritt, die Antwort der Kommission und die Ansicht der einzelnen Delegierten zur Kenntnis nehmen. Der französische Delegierte Leon Dubois hat heute vormittag vor der offiziellen Sitzung eine Beprechung mit Polcaré gehabt.

Motorische nach Ostasien.

Die Hamburg-Amerika-Linie hat vor kurzem den Versuch gemacht, auf Grund der im Kriege mit Unterseeboot-Dieselmotoren gemachten Erfahrungen, zwei Motorische für den Dienst nach Ostasien einzustellen: die „Haveland“ und die „Rünsterland“. Die am 14. Dezember 1921 ausgefahrne Haveland wurde, ebenso wie das Schwester-Schiff „Rünsterland“, auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg erbaut. Sie hat eine Länge von 136,8 m, eine Breite von 17,7 m, einen Bruttoverdrängungswert von 6308 Tonnenn und eine Tragfähigkeit von 10 235 Tonnen. Als Antrieb dienen zwei Dieselmotoren, die während des Krieges von der Münchener-Lugger-Maschinenfabrik für Unterseeboot-Kreuzer erbaut und von der Kontrollkommission der Entente für die Handelschiffahrt freigegeben wurden. Alle Hilfsmaschinen, die Lademaschinen, das Antriebsrad, die Rudermaschine werden elektrisch betrieben. Beide Schiffe sind vornehmlich für den Frachtdienst gebaut, nehmen aber auch eine beschränkte Anzahl von Passagieren auf. Nachdem die „Haveland“ ihre Probefahrt nach Nordamerika beendet und das Schiff die Erwartungen hinsichtlich der Maschinenanlage auch bei schwerstem Wetter laut Kapitänsbefehl voll erfüllt hat, trat sie am 14. Dezember 1921 ihre erste Ausreise nach Ostasien an.

Bei der am 2. Februar in der gleichen Richtung ausgefahrenen „Rünsterland“ besteht die Maschinenanlage aus zwei Dieselmotoren von insgesamt 4150 Pferdestärken, mit der das Schiff eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 12 Seemeilen erreicht. Der Raumgehalt beträgt etwa 6334 Brutto-Registertonnen. Schon durch die Zahlen zeigt sich einer der Vorzüge des Motorschiffs vor dem Dampfer, da durch den Befehl der Maschinenanlage die Tragfähigkeit wesentlich vergrößert wird und durch den gedrückten Bau der Maschinenanlage eine bessere Raumausnutzung möglich ist.

Das Problem, die hohe Umdrehungszahl von Dampf-

turbinen durch ein in Öl laufendes Zahnradgetriebe herabzusetzen, ist schon seit längerer Zeit gelöst; bei Hochdruckturbinen bereitet das stochernde Arbeiten dieser Maschinen zunächst unüberwindliche Schwierigkeiten. Es ist jedoch gelungen, die Umdrehungen mit den Zahnradgetrieben so zu kuppeln, daß die schnelllaufenden Turbinen bei einem Übersetzungsverhältnis von 1 : 2,7 die Schiffschrauben mit 83 Umdrehungen in der Minute treiben. Das einwandfreie Arbeiten der ganzen Maschinenanlage ist an einer Versuchsanlage natürlicher Größe eingehend untersucht worden. Durch die Verwendung der Zahnradübersetzung wurde gegenüber dem direkten Antrieb eine Gewichtspare von 370 Tonn und eine Raumspare von 170 cbm erzielt. Bei der „Haveland“ betrug der mittlere Brennstoffverbrauch 130 Gramm für die indizierte Pferdestärke bei einer Geschwindigkeit von 11 Seemeilen. Während vor dem Kriege bei dem Mangel an Erdöl die Abhängigkeit vom Ausland (Mexiko, Nordamerika) den Ausschlag für die Wahl des Schiffsantriebes gab, kann jetzt, wo in der Frage der Seefahrt das Wohlwollen Englands entscheidend ist, die größere Wirtschaftlichkeit der Motorische in den Vordergrund gestellt werden.

Infolge der wohl allgemein anerkannten Vorzüge dieses neuartigen Schiffsantriebes haben sich inzwischen auch einige andere deutsche Reedereien entschlossen, Motorische einzustellen, und schon treffen die ersten Aufträge aus dem neutralen Ausland ein. Als ersten erhielt die deutsche Werft in Hamburg einen solchen auf drei große Motorische für die Reederei W. H. Wilhelmsen (Christiana). Zwei Schiffe werden eine Tragfähigkeit von 8000 Tonnen, das dritte eine solche von 8100 Tonnen erhalten. Sie werden als Doppelschraubendampfer mit Dieselmotoren, System Burmeister & Wain gebaut. Die Schiffe erhalten Kühlräume für den Transport von frischem Fleisch. Außerdem mit den von der Deutschen Werft für holländische Rechnung erbauten vier 8000-Tonnen-Schiffen stellen diese Neubauten die großen Bauaufträge aus dem neutralen Ausland vor.

Zuschriften aus dem Leserkreis.

Die Sachverständigen übernahm für Veröffentlichungen an diese Stelle nur die prägnanteste Verantwortung.

— Über die Lage des Freisetzungsgewerbes schreibt uns die Bischofswerdener Freisetzung- und Berichterstattung: Wie sehr die Bedienungspersonen im Freisetzungsgewerbe hinter der allgemeinen Preissteigerung zurückgeblieben sind, läßt sich an vielen dem täglichen Leben entnommenen Beispielen überzeugend dartun. Für Kaffeebohnen wurde im Frieden schon weit vor 1914, durchschnittlich 15 A bezahlt. Dafür bekam man 6 Semmeln, oder 2 Eier, oder 5 Pfund Kartoffeln, oder 1 Liter Milch, oder 1 Glas Bier usw. usw. Heute, wo das Kaffeebohnen 3 Mark kostet, müssen wir 2—3 Mann kaffeebohnen, um uns diese Sachen kaufen zu können. Das Gleiche ergibt sich bei der vergleichsweise Heranziehung sämtlicher Rohstoffe. An all deren Preisen und sonstigen geschäftlichen Umständen und um unser Personal menschenwürdig und zeitgemäß bezahlen zu können, müßte das Kaffeebohnen heute 8—10 Mark kosten. Dazu drückt noch ein Heer von Putschern unsere Profite herab, welche als vollbeschäftigte Arbeiter usw. an und für sich schon 2—3 mal mehr verdienen als ein Freisetzer. Und dabei schämt man an den Stammtischen auf die teuren (?) Freisetze und rasiert sich selbst, so weit als möglich. Sehr viele, auch Beamte und selbständige Handwerker kaufen sich Kaffeebohnen, wozu sie sich und anderen das Haar schneiden. Natürlich anderen angeblich nur — aus Gefälligkeit! — Zu Beschlüssen, Reisen und Vergnügungen aller Art haben viele Leute Geld, aber nicht für den Freisetzer, welcher heute wirklich am Ende seiner Existenzmöglichkeit angelangt ist. Mag es auch einem noch etwas besser gehen als dem anderen, so ändert das aber nichts an der Tatsache, daß wir heute nicht weiter als einen Teil des Proletariats im Strohregen vorstellten. Ein Gehilfe nach dem anderen wandert in die Fabriken usw. ab als Arbeiter, wo er als Ungelehrter 2—3 mal mehr verdient als bei uns. Traurig — aber wahr! Wozu ganz unverständlich ist es, daß es sogar Innungsmitgliedern wagen, im Trüben zu fischen, indem dieselben billiger arbeiten, als ihre um das Dasein kämpfenden Kollegen, obwohl die von der Innung beschlossene Preise in ihren Geschäften aushängen. Hier zeigt sich wieder einmal die Unmöglichkeit der Unverstand und die Zerstückelung unter den Handwerker. Alle anderen, ob Arbeiter, Angestellte oder Beamte, haben mehr Macht und Disziplin in ihren Reihen als die Handwerker. Gemessen an der Steigerung der Arbeitskraft bleiben die Bedienungspersonen der Freisetze weit zurück. Der Arbeiter, welcher im Frieden die Stunde 45 A Lohn erhielt, verdient heute die 15 A für das Kaffeebohnen in ein Drittel Stunde. Der gleiche Arbeiter erhält heute einen Stundenlohn von durchschnittlich 18 A, er verdient das Kaffeebohnen heute also bereits in ein Sechstel Stunde. Nur noch der Lohnsteigerung dieses Arbeiters, bei dem es sich nicht einmal um eine Spezialkraft handelt und von dessen Verdienst keine Geschätzungen, wie sie der Freisetzer zu tragen hat, absehen, müßte der Bedienungsperson schon 6 Mark betragen. Vor 32 Jahren, als das Kaffeebohnen im Durchschnitt 10 A kostete, erhielt z. B. ein Maurer 25 A Lohn im Durchschnitt pro Stunde, heute erhält ein solcher circa 20 A die Stunde, das ist das 80fache von damals. Daraus gemessen, müßte das Kaffeebohnen heute mindestens 8 A kosten. Bei diesem harten Wirtschaftskampf erfreut sich andererseits der Freisetzer im besonderen Maße der möglichst „restlosen Erfassung“ von Seiten der Steuer- und Finanzbehörden und wird von ihnen immer mehr eingekreist. Es ist ein dringendes Gebot der Öffentlichkeit, nicht achtlos an dem Freisetzer vorüber zu gehen, sondern ihm, auch trotz der sich in Kürze abermals unumgänglich notwendigen Erhöhung der Bedienungspersonen, die Treue zu halten. Kein Arbeiter vor allen Dingen dürfe ein Geschäft aufsuchen, wo unter den tarifmäßigen Preisen gearbeitet wird. Denn Preisrücker sind auch Lohnrücker — mindestens indirekte — und Streikbrechern gleich zu bewerten.

Handelsteil.

Amstische Devisenkurse vom 6. Juni: Ein Dollar .A 287,14; 100 Tschechenkronen .A 509,75; 100 holländische Gulden .A 11 280,90.

Berlin, 6. Juni. Produktensätze. Die Entwicklung des Geschäfts vollzog sich heute, da die Verbindung mit der Provinz noch nicht völlig wiederhergestellt ist, recht schwach. Die Stimmung war bei feinen Schwankungen fest. Roggen stützte die Erwartung von Kaufaufträgen der Reichsgesamtheit. Weizen blieb unbeachtet. Der Absatz von Reis ist sehr schwach geworden. Hafer wurde nur für den unmittelbaren Verbrauch erworben. Mais gegenüber verbleibt sich die Käufer vorsichtig. Gerste, Hülsenfrüchte und Erbsenfuttermittel fanden wenig Beachtung. Mele wurde eher gekauft. Raufutter behauptet. Ölsäuren stetig. Es notierten in Mark: Weizen 685—690, Roggen 545—555, Hafer 575 bis 585, Gerste 615—635, Weizenmehl 1800—1910, Roggenmehl 1235—1340, Weizen- und Roggenpreßstroh 120—130, Haferpreßstroh 120—128, Häckel 160—170, Freidheu 225 bis 255, Kleeheu 255—280, Wirtoriaerbsen 670—680, Rotherbsen 560—575, Futtererbsen 540—560, Trodenstängel 360—365, Raps 1075—1125, Rapstuchen 390—425, Weinstuchen 720 bis 730.

Wetterbericht.

7. Juni (Mittwoch): Stimmlich better, trocken etwas wärmer.
8. Juni (Donnerstag): Stimmlich warm, teils better, teils wolfig, stichweise Gewitter und Regen, better. Temperatur wenig verändert, stichweise etwas Regen, lokale Gewitter.

Rotationsdruck und Verlag von Friedrich Mau, verantwortlicher Schriftleiter Max Fiederer, sämtlich in Bischofswerda.

Der Stapellauf des Sapagdampfers „Sachsen“.

Am Sonnabend vor Pfingsten lief auf der Werft in Begleitung der neuesten Sapagdampfer „Sachsen“ in Anwesenheit der Vertreter der sächsischen Regierung, mit Ministerpräsident Buch an der Spitze, vom Stapel.

Die weisse Lackierung des Schiffes ist von der See her zu sehen, so ist sein Interesse an einer blühenden deutschen Schiffahrt keineswegs gering. Vor allem die ausgedehnte sächsische Textilindustrie ist auf die deutsche Schiffahrt in doppeltem Maße angewiesen.

Der Dampfer „Sachsen“ ist auf der Bremer Vulkanwerft erbaut. Er ist ein Vollschiff von einer Länge von 142,4 Meter, Breite 17,7 Meter, Tiefe 10,8 Meter.

Aus Sachsen.

Dresden, 7. Juni. Ein aufregender Vorfall spielte sich am Sonntag vormittag 1/8 Uhr hier ab. Um diese Zeit forderte ein Kaufmann E. W. den in der Hansstraße patrouillierenden Polizeiwachmeister D. auf, den soeben vorübergehenden wegen Mordverdachts festlich verfolgten Bandbeamten Pampel festzunehmen.

Neues aus aller Welt.

Die Erfahrungen machte kürzlich ein Handelsmann in Götting. Er sah eines Abends mit einem Freund in einem Café bei einem Glase Bier, kurz vor Schluß der Polizeistunde setzte sich ein Mädchen an seinen Tisch und erzählte, wegen Überfüllung der Gasthöfe in Götting kein Nachtquartier bekommen zu haben.

der Handelsmann des Mädchens, das einen beschämten und solchen Eindruck gemacht haben soll, mit in seine Wohnung und wies ihr ein Bett in seinem Schlafzimmer an. Er selbst ging ebenfalls zur Ruhe und will sehr bald eingeschlafen sein.

Das Zehnmärkstück im Kindermagen. Aus Landsbut in Schlesien wird gemeldet: Eine freudige Überraschung erlebte ein Fleischermeister aus Rothbach, als er auf dem hiesigen städtischen Schlachthof ein Kind schlachtete.

Adlige Millionenschwinder. Als Millionenschwinder entlarvt und festgenommen wurden durch die Kriminalpolizei der erst 18 Jahre alte Baron Alexander von Lüdinghausen-Wolff, dessen Mutter und dessen Schwester Vera in

Berlin. Die aus dem Battenfande stammende Familie beschäftigte schon vor einiger Zeit die Kriminalpolizei wegen eines verurteilten Schwunders beim Verkauf einer Verlobungsdiät, die sich als unecht erwies. Da ihre Behauptung, daß sie die Rette für echt gehalten hätten, nicht widerlegt werden konnte, wurden Sohn und Mutter nach ihrer Verhaftung wieder freigelassen.

Ein 12jähriger Knabe von seinem Vater ertränkt. Ein Kapitalverbrechen, das von einer grenzenlosen Rohheit zeugt, ist in Berlin aufgeklärt worden. Der Schuhmacher Theodor Wilschke in Neutöllin hatte seine Wohnungseinrichtung und sein Geschäft verkauft und sich mit seiner Frau auseinandergesetzt.

Einen furchtbaren Tod haben in Soest zwei Mithergeliebten erlitten. Bei den Instandsetzungsarbeiten auf dem Gemeindepolder des Kornhauses sind sie auf noch nicht aufgefärbte Weite in einen gefüllten Silo geraten und mit den fallenden Getreidemengen in die Tiefe gestürzt.

Bestellen Sie sofort bei Herrn Buchmann zur Probe Norddeutsches größte politische Tagesblatt, das Hamburger Fremdenblatt mit der höchsten Anzeigenpreis-Veranschaulichung.

Am andern Ufer.

Original-Roman von H. Courths-Mahler. (Abdruck ohne vorherige Vereinbarung nicht gestattet.) (40. Fortsetzung.)

Es war ein köstliches Schaffen für die beiden Paare. War es doch dabei nicht zu vermeiden, daß sich die Hände berührten und daß die Augen zusammentrafen.

Und die Welt erschien ihnen herrlich und wundervoll an diesem Sommertage.

Im eifrigen Schaffen verging die Zeit sehr schnell.

Die Zelte bekamen ein buntes Aussehen. Alles, was Kinderherzen erfreuen konnte, wurde aufgebaut. Das eine Zelt enthielt die Gewinne für die Kleineren, das andere für die größeren Kinder.

Große Kübel voll Milch standen bereit. Es war alles im Betrieb. Die Köchin schnitt die Kuchen in ansehnliche Portionsstücke und häufte ganze Berge davon auf runde Kuchenbretter.

Ein weiteres Zelt barg die Dampfschalen. Rührer mit Stöcken, an denen sie befestigt werden sollten, standen daneben und ein großer Kasten mit Kerzen.

Bis zwölf Uhr war alles fertig und die Kinderwärterinnen begaben sich nach der Arbeiterstadt, um die Kinder abzuholen.

Heinz und Käthe Bindner und Rose und ihr Bruder saßen nun aufatmend an einer der rohgezimmerten Tische und warteten auf das Mahl, das die Köchin für sie richtete.

Rose stimmte begeistert zu. Aber nun fehlte es an einem passenden Gefäß.

Lachend lief Bert nach dem Küchenzelt hinüber, um zu requirieren. Und gleich darauf kam er mit einem Porzellantrug zurück.

„Der ist wie geschaffen zur Aufnahme einer Bowle. Wir müssen doch ein kleine Vorleier zu deinem Geburtstag abhalten, Rose, und auf dein Wohl trinken. Dazu dünkt mich Erdbeerbowle am passendsten. Haben Sie einen Vorkocher?“

„Heinz hat sein Taschentuch hervor.“

„Der ist vorhanden,“ sagte er.

„Famos. Also an die Arbeit. Meine Damen, Sie sind Juchauerinnen. Bowlen können nur Männer brauen, wenn sie richtig sein soll.“

Und es währte nicht lange, da war das Werk vollendet. Die Bowle wurde gekostet und für gut befunden.

Inzwischen hatte die Köchin laudend das Mahl serviert. Bert füllte die Gläser.

„Also das erste Glas dem Geburtstagskind!“

Die Gläser klangen aneinander.

Und Heinz und Rose leerten die ihren Auge in Auge.

Bert füllte die Gläser von neuem.

„Und dieses zweite Glas auf das, was wir lieben! Wer es ehrlich meint, trinkt Rest.“

Da klang helles Rülpe in die Gesichter der jungen Damen.

Auf das, was wir lieben! So klang es in ihren Herzen nach.

Und tapfer leerten sie auch dies Glas bis zur Reize.

Das löste eine fast übermüdete Stimmung aus.

Aber Käthe und Rose tranken danach keinen Tropfen mehr.

Bert und Heinz hielten aber tapfer Schritt, bis der Krug geleert war. Das improvisierte Mahl mündete nach getaner Arbeit vorzüglich. Käthe dachte nur immer wieder:

„Auskosten diese Stunden, jede Minute mit Andacht genießen. Sie kommen nie wieder in dieser leuchtenden Schönheit und du wirst ein ganzes Leben lang von der Erinnerung leben müssen.“

So saßen sie in froher, glückseliger Stimmung zusammen, wie es eben nur Liebende tun können. Und als dann die Musik durch den Wald erklang, die das Mahlen der Kinder verkündete und deren Zug anführte, da erhoben sie sich und räumten selbst unter Lachen und Scherzen das Geschütz in das Küchenzelt und machten sich bereit, die Kinder zu empfangen.

Eine Stunde später herrschte ein reges, buntes Treiben auf der Waldwiese. Die Kinder vergnügten sich mit Reisspielen, Topfschlagen, Blindfuh und allerlei Reigen.

Bert und Heinz nahmen sich der Knaben an, Rose und Käthe der Mädchen.

Sie verstanden alle, die Kinder schnell zutraulich zu machen und die Kinderwärterinnen sorgten für eine gewisse systematische Ordnung. Es klappte alles tadellos.

Als dann Schokolade und Kuchen serviert wurde, erreichte der Jubel den Höhepunkt. Es war erstaunlich, was für eine Menge von Süßigkeiten die Kinder versinken konnten.

Rose ging an den Tischen entlang, streichelte hier und da einen Kinderkopf und sah mit strahlenden Augen zu, wie es den Kindern schmeckte.

Gerade als die Tafel zu Ende war und die Spielgewinne verteilt wurden, kam auch der Sommerabend auf eine halbe Stunde auf die Festwiese.

Rückblick sah er dem bunten Treiben zu. Die Kinder zeigten jubelnd ihre Geschenke. Ringsum die Festwiese standen die Eltern der Kinder, die gekommen waren, sich an dem Jubel der Kleinen zu erfreuen.

Den Müttern wurden nun die Geschenke in Verwahrung gegeben, damit die Kinder wieder freie Hände zum Spielen bekamen.

Und das Fest nahm weiter seinen ungetrübten Verlauf. Rose konnte zufrieden sein. Und die Freude am Gelingen ihres Festes strahlte ihr auch aus den Lippen.

Sie beschäftigte sich vor allen Dingen mit den kleineren Kindern, die morgen ihrer Obhut übergeben werden sollten. Sie machte sie zutraulich und plauderte mit ihnen in einer reizenden, bezaubernden Weise.

Heinz linderte überdem ein Gefühl tiefer Rührung, als er Rose inmitten ihrer kleinen Schützlinge beobachtete. Und oft traf sein Blick mit dem ihren zusammen. Dann leuchteten die beiden Augenpaare auf und hielten einander eine Weile fest.

Heinz befand sich in einer unbeschreiblichen Stimmung. Er konnte Rosens Blicke nicht fassen verstehen, mußte den Ausdruck ihrer Augen richtig deuten, denn sie machte kein Hehl aus ihren Gefühlen. Ehrlich zeigte sie ihm, was sie im Herzen für ihn empfand. Und das trieb ihm immer wieder das Blut in wilden Schlägen zum Herzen. In seiner Seele klang das Lied, das sie ihm gesungen — ja — für ihn — er fühlte es mit selbiger Gewißheit.

„Ich liebe dich wie nichts auf dieser Erden.“

War es nur möglich, das holde Wort? Hatte sich Rose Ruhlands Herz ihm erschlossen — ihm — dem Arbeiterknecht? Hatte seine tiefe, starke Liebe die ihre erzwungen?

Er glaubte heute an Wunder, wenn er Rose vor sich sah, wenn ihre lieben, herrlichen Augen ihn grühten und ihr heidnisches Lächeln ihn ermutigte, zu glauben.

Und keine Seele lautete der ihren zu:

„Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit.“

Aber mitten in seiner jauchzenden, glückseligen Stimmung erfaßte ihn plötzlich ein kalter Schauer. Sein Blick, der sich eben strahlend aus dem Rosens losgerissen hatte, traf in zwei kalte, stehende Augen, die ihn scharf und höhnlich musterten.

Es waren Georg Ruhlands Augen. Diesen hatte die spöttische Neugier und sein schleicherndes Argwohn nach der Waldwiese getrieben. Vom Gebüsch verborgen, beobachtete er heimlich die beiden jungen Paare. Und so hatte er eben den selbstvergessenen Blick ausgefangen, den Heinz Bindner mit Rose tauchte. Seine Augen bohrten sich nun höhnlich und drohend in die Heinz Bindners.

In dessen glückselige Stimmung fiel dieser Blick wie eine grelle Dissonanz. Er sah sich aber sofort und grühte Georg mit einer höflichen Verbeugung. Georg gab den Gruß zwar zurück und schlenderte dann wie gleichmäßig weiter, aber in Heinz Bindners Gemüt blieb ein Schatten zurück und seine Augen blickten anders als zuvor.

Rose merkte das sogleich. Nach einer Weile kam sie an seine Seite.

„Was machen Sie plötzlich für ein unfrohes Gesicht, Herr Bindner?“ fragte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirtschaftliches.

Teuerung und Landwirtschaft.

Ein kleiner Wirtschaftsbefitzer aus Oberneukirch schreibt uns:

Die Klagen über die Teuerung einerseits, Streits, Lohn- und Gehaltsforderungen andererseits wollen nicht verkümmern und es ist auch ein Ende noch nicht abzusehen. In erster Linie handelt es sich um die Lebensmittelteuerung. Sehen wir uns die Sache nun etwas näher an und zwar was die Erzeugnisse der Landwirtschaft anbetrifft, auf welche am meisten geschimpft wird. Der Vergleich vom Stundenlohn und Lebensmittelpreis der Vorkriegszeit, in welcher die Landwirtschaft nicht glänzend dastand, soll dies veranschaulichen. Ein ländlicher Stundenlohn eines Facharbeiters betrug im Durchschnitt 40 Pf., 1 Htr. Kartoffeln zur Erntezeit 2,80 M. also 7 Stundenlohn, 1 Htr. Roggen 1,10 M. also 2,75 Stundenlohn, 1 Htr. Weizen 2,20 M. also 5,5 Stundenlohn. Nun rechnen wir dieses Preisverhältnis auf die gegenwärtigen Stundenlöhne um und werden dabei finden, daß in den meisten Artikeln der Landwirt zu kurz kommt. Stundenlöhne gab es im Mai ungefähr von 16 bis 24 M., nehmen wir 21 M. als Durchschnitt. Es kostet dann 1 Htr. Kartoffeln 7 x 21 M. = 147 M., Butter ebenfalls, 3 Htr. Milch 21 M., 6 Eier 21 M., 1 Htr. Roggen 22 x 21 = 462 M. Dabei hat aber der Landwirt Kartoffeln und Roggen im Herbst verkauft und zum Teil als Umlage abgeben müssen, also viel weniger bekommen. Dafür, daß der Arbeiter bloß 8 Stunden arbeitet, kann die Landwirtschaft nicht 8 Stunden, statt früher 10 ist und bleibt ein Verlust täglich von 2 Stundenlöhnen. Für die Landwirtschaft wäre nun zu empfehlen, den Preis von jedem, der etwas kaufen will, nach seinem Stundenlohn zu fordern. Wer wenig verdient, bezahlt wenig, wer viel verdient bezahlt viel. Es würden dadurch weitere Lohnforderungen vermieden, weil eine Lebensmittelteuerung nicht mehr vorläge. Es würde nun geltend gemacht, daß dies zu unständlich ist. Jeder muß eben einen Stundenlohn ausweisen vorher, wer seinen vorzieht, zahlt die Höchstlohnpreise. Ein großer Teil von Landwirten hat bis jetzt schon diese Rücksicht walten lassen. Also Landwirte, landw. Körperschaften, sucht die Preisbildungsvorschläge einzuführen. Ihr leistet damit dem gesamten Wirtschaftsleben einen großen Dienst. Streits und sonstige Störungen fallen dadurch weg und werden mindestens erloschen. Der Arbeitstag erhält einen gewaltigen Stoß und ihr bekommt dadurch wieder mehr Arbeitskräfte. Also auf zur Tat.

Zur Frage der Kartoffelversorgung.

Dem Reichs-Landbund wird geschrieben:
Im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft fand eine Besprechung mit den Regierungen der Länder statt, um den in diesem Wirtschaftsjahr herorgetretenen Schwierigkeiten in der Kartoffelversorgung wirksam zu begegnen. Von einer Ausschreibung einer Kartoffelumlage wurde Abstand genommen; man hofft durch Abschluß von Lieferungsverträgen mit großen Verbrauchergruppen, durch vermehrte Waggongestellung zwecks schneller Abbeförderung der Kartoffeln und durch Nachprüfung der Vorschriften über Konfessionierung des Kartoffelhandels eine bessere Versorgung der Bevölkerung herbeizuführen.

Es ist mir fraglich, ob hierdurch eine erhebliche Besserung in der Belieferung der Verbraucher und eine wesentliche Herabsetzung des Kartoffelpreises erzielt wird, wenn man nicht Vorbehalte trifft, daß nicht so viel Kartoffeln wie bisher an das Vieh verfüttert werden. Hier ist eine Aufklärung der Landwirte dringend notwendig. Ein erheblicher Teil des Kartoffelfutters läßt sich durch aufgeschlossenes Stroh ersetzen. An Stelle von Strohstreu sollte man Torfstreu verwenden. So schreibt Administrator A. D. Schäfer in Nr. 187 (22. 4. 22) der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“: „Der Landwirt erfüllt seine Pflichten gegenüber der Allgemeinheit schlecht, wenn er von der Verwendung von Torfstreu keinen Gebrauch macht und Stroh weiter für den Bedarf von Stallfüßböden verwendet. Das Stroh gehört heute für Futtermittel zwecklos. Durch das Strohhäufungsverfahren wird daselbe in wertvolles Futter verwandelt, das seinem Nährstoffgehalt nach, z. B. an Kartoffeln gemessen, doppelt so hoch zu bewerten ist. Wenn man bedenkt, daß ungefähr 120 Millionen Doppelzentner an Kartoffeln in Deutschland verfüttert werden, von denen über ein Drittel durch Strohfutter ersetzt werden kann, falls von der Verwendung des Strohs zum Einstreuen abgesehen wird, so ist es jedem wohl klar, eine wie hohe Bedeutung der erweiterten Einführung der Torfstreu zukommt. Es würde nicht weniger bedeuten, als daß für den Kopf in Deutschland 114 Zentner Kartoffeln mehr zur Verfügung als Rohnahrungsmittel stehen würden.“

Diesem Praktiker ist vollständig beizupflichten. Gute Moostorfstreu ist ein vorzügliches Streumittel für die Tiere und erheblich billiger als Strohfutter, außerdem im Verbrauch sparsamer. Infolge seines sehr hohen Aufsaugungsvermögens für flüchtige Auswurfstoffe der Tiere, sowie der großen Abkühlungsfähigkeit für Ammoniak werden durch die Torfstreu ungeheure Düngewerte erhalten, welche bei Strohfutter verloren gehen. Es gibt keine bessere Methode, um die wertvollen Dunstbestandteile in den tierischen Auswurfstoffen, besonders Stickstoff und Kali, zu erhalten, als die Verwendung von Torfstreu. Sie wirkt auch ästhetisch auf Haus, Hof und Gassen ein, manche Krankheiten und Seuchen, wie Drupe, Ross- und Menschenpeste usw. treten in Ställen mit Torfstreu seltener oder mindestens viel harmloser auf.

Die Aufgaben der Pflanzenernährungs- und Düngungslehre

Die jetzt noch erheblich größer geworden als vor dem Kriege. Durch den unglücklichen Ausgang des Krieges haben wir für unsere Pflanzenernährung besonders wichtige Gebiete abtreten müssen. Wir sind gezwungen, jetzt mehr Menschen auf der Flächeneinheit zu ernähren als früher. Wir müssen daher unsere Produktion in noch stärkerem Maße steigern, als wir es vor dem Kriege getan haben, um den Wiederaufstieg Deutschlands zu ermöglichen. Um das zu erreichen, bedarf es aber in erster Linie einer verständnisvollen Pflege der Wissenschaft über Pflanzenernährung und Düngung. Ferner ist auch vor allem eine zweckmäßige Übermittlung

ihrer Ergebnisse an alle Kreise der Landwirtschaft notwendig.

Während nun fast alle wichtigeren Wissensgebiete ihre eigenen Zeitschriften haben, war dieses bei einem der wichtigsten Teile der Landwirtschaftswissenschaft — der Pflanzenernährung und Düngung — bisher nicht der Fall. Jeder, der sich über Düngungsfragen unterrichten und auf dem Bauernboden halten wollte, sah sich daher gezwungen, eine ganze Reihe von Zeitschriften zu benutzen, in denen sich Aufsätze über Pflanzenernährung und Düngung im bunten Gemisch mit Arbeiten aus ganz anderen Wissensgebieten befanden, die ihn nicht oder nur wenig angingen. Um diesen unbefriedigenden Zustand abzuheben, haben die Herren Professor Dr. Kemmermann, Berlin, und Professor Dr. Ehrenberg, Breslau, es in dankenswerter Weise übernommen, eine Zeitschrift für Pflanzenernährung und Düngung herauszugeben. Entsprechend ihrem doppelten Aufgabenbereich wird die Zeitschrift in zwei Ausgaben, als wissenschaftlich und als wirtschaftlich-praktischer Teil in selbständigen Hefen erscheinen. Die wissenschaftlichen Hefen werden alle zwei Monate, die wirtschaftlich-praktischen Hefen alle Monate ausgegeben werden.

In den wissenschaftlichen Hefen werden Untersuchungen und Forschungen von früheren Agrarwissenschaftlern, Landwirten u. a. über Ernährungs- und Düngungsfragen veröffentlicht und außerdem ständig Übersichten über alle in Frage kommenden Arbeiten gebracht, die in anderen Zeitungen des In- und Auslandes erschienen sind, so daß man jederzeit einen vollen Überblick über den Stand unseres Wissens der Pflanzenernährung und Düngung gewinnen kann.

Die wirtschaftlich-praktischen Hefen enthalten alle Düngungsfragen, die auch für den praktischen Landwirt von Bedeutung sind, allgemein verständlich dargestellt. Auch diese Hefen werden nicht nur Originalaufsätze, sondern auch Berichte über einschlägige Arbeiten aus anderen Zeitschriften bringen, so daß auch der praktische Landwirt nach dem Lesen dieses Hefes manches Belehrende und Praktische für seinen Betrieb betreffs Ernährung und Düngung seiner Feld- und Gartenfrüchte und Fortspaltungen mit Kati und den anderen Hauptnährstoffen entnehmen kann.

Während die wissenschaftlichen Hefen mehr für den Unternehmenden und Forschenden geschrieben sind, sollen die wirtschaftlich-praktischen Hefen weitere Aufklärung über Wirkung und Anwendung auch der Kalksalze, der phosphorsäure-, stickstoffhaltigen und Kalidüngemittel in die Praxis einbringen. Die beiden Hefen sollen daher in keiner Weise die wirtsch.-praktische Teil in keinem Bucher-Verlag eines Landwirts, Fortwirts und Gärtners fehlen. Beide Teile dieser Hefen können gesondert durch den „Verlag Chemie, C. m. b. H., Leipzig, Nürnberger Str. 48 L.“ bezogen werden. Der Verlag sendet auf Verlangen eine Probennummer kostenfrei.

Die Auswahl der Schweine zur Zucht.

Es versteht sich wohl von selbst, daß alle Zuchtstiere in weit höherem Maße als die gewöhnlichen Nutztiere die ausgesprochenen Zeichen bester Gesundheit haben müssen, wie es auch einleitend erscheint, daß die Berücksichtigung einzelner Körperformen in hervorragender Weise in den Vordergrund treten muß. Die Zuchtstiere müssen den allgemeinen Anforderungen an eine gute Körperform, deren eingehende Beschreibung hier zu weit führen würde, in möglichst bester Weise entsprechen, aber auch gewisse Kennzeichen aufweisen, die auf eine hohe Fruchtbarkeit, auf gute Ererbung und eine kräftige Körperbeschaffenheit schließen lassen. Der Züchter muß vor allen Dingen stark und kräftig gebaut sein, das Hinterteil darf gegen das Vorderbein nicht zurückstehen, denn andere Ober sind meistens bei der Paarung nicht energiegelug; seine Keulen müssen sich entwickelt sein, denn sie enthalten das wertvollste Fleisch bei den Schweinen. Hoden und die gesamten Geschlechtsorgane müssen normal entwickelt sein. Der Kopf soll zwar möglichst edel, aber kein Strohkopf sein, denn das ist eine Ueberbildung und läßt auf zu verfeinerte und dabei wenig kräftige Körperbeschaffenheit schließen. Der Rüssel soll ohne Falten, weder zu kurz, noch zu lang sein und sich in gerader Linie an die breite Stirn anschließen. Die Brust soll breit und geräumig, der Leib proportioniert lang und das Rückgrad gerade sein. Kurz, das ganze Aussehen des Ebers soll edel sein, muß jedoch ein männliches bleiben; das Temperament soll munter und aufgeweckt, aber nicht bisartig sein.

Dieses findet man die Ansicht ausgesprochen, daß das männliche Tier in der Zucht die Hauptrolle sei und verfehlt dabei eine torrette Auswahl der Muttertiere. Nichts ist verkehrter als dieses. Zum mindesten sind beide gleichwertige Faktoren in der Zucht, wenn nicht umgekehrt die Muttertiere durch den längeren Zeitraum, in dem sie einen maßgebenden Einfluß auf die Nachkommenschaft ausüben, zur Hauptrolle werden. Jedenfalls ist aber bei ihrer Auswahl mit derselben Sorgfalt wie bei den Vätertieren zu verfahren.

Die allgemeine Körperform der Zuchtstau muß ebenso normal wie die des Ebers sein, aber stets an das Weibliche erinnern, sonst wird sie grob. Vor allem muß die Sau ferngeleitet sein. Der Kopf sei edel geformt mit geradem Rüssel, lehter weder zu kurz noch zu lang, die Brust breit und geräumig, der Leib proportioniert lang, das Rückgrad gerade, das Hinterteil kräftig und breit, und die Beine der ganzen Körperform entsprechend entwickelt, damit die Sau im vorgerückten Lichteitszustand die nicht unbedeutende Last ohne Gefahr für sich und die Nachkommenschaft bewältigen kann. Die weiblichen Geschlechts- wie Ernährungsorgane für die läugende Nachzucht müssen bei den Säuen normal entwickelt sein. Die größere oder geringere Anzahl der Figen am Gesäuge berechtigt zu der Schlusfolgerung einer größeren oder geringeren Fruchtbarkeit der Sau, schon durch den Umstand, daß es fast unmöglich ist, eine Sau, welche mehr Ferkel als Figen hat, groß zu ziehen. Dabei wählt man bei sonst gleichen Eigenschaften zur Zucht das Tier mit der größeren Figenzahl am Gesäuge.

Weiter hat die Erfahrung aber auch gezeigt, daß die Fruchtbarkeit des Schweines insofern eine Rasseneigentümlichkeit ist, als diejenigen Rassen mit körperlich größeren Tieren naturgemäß auch die größere Fruchtbarkeit besitzen. Man rechnet daher für die größeren Rassen etwa neun, für die mittel größeren acht und für die kleineren Rassen etwa sieben Ferkel durchschnittlich auf den Wurf, den eine Sau bei rationeller Haltung aufbringt.

Die Fruchtbarkeit ist natürlich auch individuell und es gibt bei jeder Rasse und Zucht nicht nur Säue, sondern ganze Familien, die sich durch besondere Fruchtbarkeit und überhaupt als gute Muttertiere auszeichnen. Es kann nur

empfohlen werden, aus der Nachkommenschaft solcher Säue und Familien die zur Zucht bestimmten Tiere zu wählen, da die Fruchtbarkeit, Milchabsonderung und Temperament als erblich anzusehen sind.

Mit dem zweiten und dritten Wurf erlangen die jungen Säue gewöhnlich ihre volle Fruchtbarkeit, behalten sie bis ins vierte Jahr bei und lassen dann allmählich wieder nach. Es ist daher in diesem Alter der Zeitpunkt gekommen, wo es geraten erscheint, die Säue von der Zucht auszuschließen und der Mast zuzuführen. Sich ganz besonders auszeichnende Muttertiere wird man natürlich mit vollem Recht auch noch längere Zeit zur Zucht verwenden, denn eine gute Zuchtstau ist ein wertvolles Tier, dessen Erfolg sich nicht immer so leicht und schnell bewiesen läßt.

Schlechtes Gebiß bei alten Pferden.

Im Auge habe ich hierbei ein durch das Alter sich nach und nach entwickelndes schlechtes Gebiß, wodurch das Pferd wegen des schlechten Kauens und der dadurch hervorgerufenen mangelhaften Ausnutzung der Körner mit der Zeit so herunterkommen kann, daß es unfähig ist, seine Arbeit zu verrichten. Von den schlechten Gebissen muß ein gesundes Gebiß mit einem kräftigen Backzahn getrieben werden. Letzteres wird durch die Entfernung des kranken Zahnes bald wieder gebrauchsfähig. Bei schlechten Gebissen hat das Pferd keine Schmerzen wie bei Zahnerkrankungen, obwohl es auch zusammengetaute Futterballen auswirft. Schlechte Gebisse sind das sog. Treppen- und das sog. Scherengebiß. Bei ersterem stehen die Backzähne nicht in einer ebenen, sondern ungleichen und unebenen Fläche; sie stehen treppenartig nebeneinander. Daß dadurch das Kauens erschwert werden muß, ist klar. Das Scherengebiß hat seinen Namen von den scherenartig aufeinanderliegenden Backzähnen, welche das Kraftfutter noch unmöglicher wie bei jenem Gebiß wird. Beide Gebisse sind natürlich unheilbar.

Der Getreiderostpilz

Ist ein recht merkwürdiges Lebewesen. Er ist ein Schmarotzer, aber er begnügt sich nicht mit einer Wirtspflanze, sondern muß deren, um leben zu können, zwei haben. Auf dem Getreide, namentlich aber auf dem Roggen, haust die eine Form dieses Unholzes. Von den Blättern geht er auf die Ähren über und verläßt diese so, daß sich keine keimfähigen Samenfrüchte bilden können. Er selbst aber bildet in dieser Weise keimfähige Sporen, die zur Erhaltung seines eigenen Daseins erforderlich sind. Das Unkrautliche dabei ist jedoch, daß diese Sporen nie zu neuem Leben erwachen können, wenn sie wieder auf Roggenblätter gelangen. Nur auf den Blättern des Sauerborns, eines Strauches, vermögen die Sporen zu feimen. Hier wächst nun eine neue Pflanzform heran, die aber ganz anders aussieht, als der Pilz auf der Roggenpflanze. Auch der Pilz auf dem Sauerborn erzeugt keimfähige Sporen. Diese nun können nur durch neue Pilze feimen lassen, wenn sie auf die Blätter von Roggenhalmen gelangen. So vollbringt dieser gewiß recht eigenartige Pilz sein Leben im Kreislauf vom Roggen zum Sauerborn und dann schließlich wieder zurück zum Roggen.

Gegen Gerstenbrandkrankheit

hat sich Kupfervitriol bewährt. Ein halbes Kilogramm gekleinertes Kupfervitriol wird in 1 Hektol. heißem Wasser gelöst und in ein reines großes Gefäß gegossen. Die nachgeschüttelte Gerste muß über Nacht 10—12 Stunden darin liegen, und zwar muß die Lösung etwa 20 Zim. über der zu beizenden Gerste stehen. Brandige Körner, die während des Umrührens hochkommen, vermische man mit Feuer. Nach der 10—12stündigen Beizezeit spült man das Vitriolwasser unten ab und gießt auf die Gerste Kaltwasser (5% Kilogramm abgebrannter Kalk auf 1 Hektol. Wasser), um es nach 8—10 Minuten wieder ablaufen zu lassen und die Gerste auf reiner Unterlage unter Umschüttelung trocknen zu lassen. Nach zwei Tagen ist sie endlich sautref.

Hauswirtschaftliches.

Brenneshuppe ist sehr blutbildend. Man nimmt die Spitzen von jungen Brenneshuppen, wäscht sie und überbrüht sie. Man dreht man sie durch den Wolf. Inzwischen werden zwei Eßlöffel Fett oder Butter heiß gemacht, etwas fein geschchnittene Semmel hinzugegeben. Auf 2 Pfund rechnet man ungefähr 4—5 Eßlöffel Semmel. Die Semmel wird hellgelb geröstet. Dann schüttelt man die durchgedrehten Brenneshuppen dazu und röstet das Ganze nochmals 5—7 Minuten. Nach diesem gibt man die erforderliche Menge von kochendem Wasser oder von Fleischbrühe zu und zieht die Suppe mit einem Ei ab.

Einwascher ist ein vorzügliches Mittel gegen Fleber. Auf 1 Liter abgekochtes, wieder erkaltes Wasser nimmt man ein Ei, zerquirlt es gut und fügt 1—2 Eßlöffel Jucker bei. Das Getränk ist nach und nach dem Kranken zu reichen.

Obstfäden kann man aus kornen Stoffen leicht entfernen, indem man die durch den Fleck verunreinigte Stelle über einen Topf hält und von oben her aus einem Gefäß einen dünnen Strahl kochendes Wasser hindurchgießt. Heiße Milch nimmt den Fleck noch besser fort. Bei weichen und wassichten Stoffen verwende man außerdem etwas Seife. Darauf kann man die Flecken in gewöhnlicher Weise mit warmem Wasser leicht vollständig auswachen. — Aus Seilen- und Baumwollzeug entfernt man Obstfäden, indem man sie mit Zitronensaft oder dem Saft reifer Johannisbeeren befeuchtet. Sind die Flecke alsdann beseitigt, spült man das Zeug mit Regenwasser aus. — Die Befestigung von Obstfäden aus Atlas und anderen Seidenstoffen geschieht in der Weise, daß man gebrannte Knochen zu Pulver zermahlt, mit welchem man alsdann beide Seiten der befestigten Stellen bestreut. Man läßt das Pulver etwa 12 Stunden lang liegen.

Flecken, die auf silbernen Bleifen entstanden sind, entfernt man am sichersten mit Kienruß und Branntwein. Flecken, welche von Eisen herrühren, entferne man durch Reiben der Bleife mit Sand und Wehl oder auch mit gestohemem Salz. Ein sehr gutes Pulvermittel ist feiner Seife und Schlemmkreide mit lauwarmem Wasser.

Zwiebelsaft als Pulvermittel. Nicht jede Hausfrau weiß, daß Zwiebelsaft ein ausgezeichnetes Pulvermittel für Kupfer-, Zinn- und Nidelgeschirr sind. Um sie als Pulvermittel verwenden zu können, werden sie durch Erhitzen der abgewaschenen herausgetrocknete Abzug ergibt; dann das Pulvermittel.